

ken, sondern gerade auch an seiner bewegten Biographie als umstrittener Wissenschaftler und als tragisch Liebender ablesen. Der eigentlich wichtige Beitrag zum heutigen philosophischen und theologischen Diskurs ist nach Ernst allerdings die fundamental-theologische Methode, mit der Abaelard operiert: Durch die konsistente Auslegung von tragenden Glaubensinhalten, mittels einer Prüfung der Stichhaltigkeit von Einwänden, und unter Ausschöpfung rationaler Begründungsverfahren geht Abaelard letztlich hermeneutisch vor.

In einem zweiten Abschnitt, der ungefähr ein Drittel der Monographie bildet, stellt der Autor die abaelardschen Opera im einzelnen vor: Die *Historia calamitatum* und die *Briefe* gestatten wichtige Einblicke, einerseits in die Biographie Abaelards, andererseits in die soziokulturellen Hintergründe des 12. Jhdts. In den logischen, theologischen, exegetischen und ethischen Werke entpuppt sich Abaelard als genialer Philosoph und Theologe. Die zentralen Schriften werden nach dem Schema Entstehungszeit, Aufbau, Methode und Inhalt aufgeschlüsselt, analysiert und auf den Nenner gebracht; die kleineren Schriften werden hingegen summarisch abgehandelt.

In einem dritten Abschnitt setzt sich der Autor mit der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des abaelardschen Gesamtwerks auseinander: Wegen der Verurteilung ist die Handschriftenlage im Falle Abaelards eher bescheiden, und daher ist kaum eine direkte Rezeption zu konstatieren. Allerdings hatte Abaelard viele Schüler, die für einen indirekten Einfluß verantwortlich sind, der nicht unterschlagen werden darf. So hat Abaelard die Sentenztradition befruchtet, die über Petrus Lombardus und Thomas ins Hochmittelalter und darüber hinaus reicht. Wenngleich Abaelard nicht die scholastische Methode begründete, so hat er doch mit seinem *Sic-et-non*-Verfahren einen Impuls zur diskursiven Theologie des Mittelalters gegeben. Wichtig sind weiterhin seine Beiträge zur Universalienfrage und Trinitätslehre; bemerkenswert die Ausschließlichkeit, mit der Abaelard die sittliche Qualifikation an die Intention des sittlichen Akts bindet.

In einem vierten Block präsentiert Stephan Ernst ausgewählte Texte zu den Themen Universalienfrage, Trinität und Ethik sowie die „Liste der 19 Irrtümer“, die anlässlich der Verurteilung Abaelards angefertigt wurde. Die Texte sind repräsentativ und gewährleisten einen ersten Zugang zum „originalen Abaelard“. Daß die Passagen nur in deutscher Übersetzung und nicht auch als lateinischer Originaltext dargeboten werden, ist aus wirtschaftlichen Gründen nachvollziehbar, aber dennoch schade.

Biographische Übersichtstabellen und Literaturhinweise runden schließlich diese ansprechende Hinführung ab, die man Anfängern des Philosophie- und Theologiestudiums empfehlen darf.

K.-H. STEINMETZ

THURNER, MARTIN, *Gott als das offenbare Geheimnis nach Nikolaus von Kues* (Veröffentlichungen des Grabmann-Institutes zur Erforschung der Mittelalterlichen Theologie und Philosophie; Neue Folge, Band 45). Berlin: Akademie-Verlag 2001. 500 S., ISBN 3-05-003582-X.

Es ist merkwürdig, wie sehr „runde“ Geburtstage, Todestage, Jubiläumszeiträume, herausragend ja eigentlich nur innerhalb unseres kontingenten Zahlensystems, wie Initialzündungen wirken können. 1964 war es der 500. Todestag des Kardinals aus Kues, der zu vielfachen festlichen Aktivitäten v. a. in Kues und Brixen führte, verbunden mit beachtenswerten wissenschaftlichen Kongressen, deren thematischer Schwerpunkt die Einordnung des Cusanus in seine Herkunftsgeschichte und seine Bedeutung für die Vielheit spätmittelalterlicher Einzelwissenschaften war, die Impulse, die er ihnen auf ihrem Weg in die Neuzeit gab. „Cusanus und ...“ blieb auch nach 1964 Standardthema von Tagungen und Publikationen bis zu den gegenüber 1964 anzahlmäßig und thematisch sehr viel umfangreicheren Aktivitäten des 600. Geburtsjahres 2001.

Inzwischen steht die große Heidelberger Ausgabe fast vor ihrer Vollendung, samt der imponierenden Predigtsammlung und der historisch-biographischen Dokumentation der „Acta Cusana“. Cusanus ist in einem hohen Grade als Quelle aufgearbeitet, er steht systematischen Interpretationen offen. Eigentlich wäre das ein Grund, sich dem großen Denken des Spätmittelalters nunmehr nicht mehr „nur“ herkunfts- und wirkungsgeschichtlich zuzuwenden, sondern ihn fruchtbar zu machen für ein heutiges systemati-

sches philosophisches und theologisches Denken. Es scheint, daß dieses Desiderat zunehmend gerade von jüngeren Wissenschaftlern erkannt wird.

Als Beispiel möge die Habilitationsschrift des Münchner Privat-Dozenten Martin Thurner (= T.) dienen, die hier zur Rez. ansteht. Es geht um Gott als „das offenbare Geheimnis nach Nikolaus von Kues“. Das ist bescheiden formuliert; das Werk ist keineswegs „nur“ eine historische Interpretation von Cusanus-Texten (um es klarzustellen: der Rez. versteht sich selbst als Philosophiehistoriker, will sein eigenes Geschäft also keineswegs abwerten), ich würde es vielmehr der theologischen Disziplin ‚Dogmatik‘ zuordnen, mit einem breiten philosophiehistorischen Hintergrund und einer historischen Basis in Nikolaus von Kues. Unsere immer noch gängigen älteren systematischen katholischen Dogmatiken sind neuscholastisch, bauen also auf Thomas von Aquin auf, wir sind sie gewöhnt und sind darin großgeworden. Sie sollen keineswegs abgewertet werden. Hier bei T. wird aber ein anderer Weg begonnen, auf einer anderen Basis: theologische Dogmatik auf der Grundlage kusanischen Denkens, eine fruchtbare Erweiterung unserer gängigen philosophisch-theologischen Systematik.

Viele Kap.-Überschriften zeigen die systematisch-dogmatische Ausrichtung der Darstellung T.s: „Die freie Erschaffung des Menschen als Grund für die Selbstoffenbarung des Geheimnisses“ (27–47); „Die Liebe Gottes als der Ursprung des Offenbarungsgeschehens“ (42–47); „Die natürliche Weltwirklichkeit“ (54–188); „Die Fruchtbarkeit der göttlichen Schöpfervernunft“ (83–84); „Der Mensch als finis creationis“ (103–105); „Die Mittlerstellung des Menschen“ (105–107); „Der vollkommene menschliche Intellekt Jesu ist mit dem seinsbegründeten Intellekt Gottes vereint“ (237–242); „Das offenbarungsphilosophische Gnadenverständnis“ (300–311); „Die offenbarungsphilosophische Deutung des Gebetes“ (312–320); „Das heilige Offenbarungsgeheimnis als verschwiegener Grund der Sprache“ (373–382); „Die biblische Offenbarung und ihre Erfüllung in Jesus Christus“ (383–418); „Die Mysterien des Lebens Jesu als Bestätigung seiner Sendung als vollendeter Offenbarungsgestalt des geistigen Wahrheitsgeheimnisses Gottes“ (419–434); „Die ecclesia aeternaliter triumphantium als Vision der idealen Vollendung menschlicher Intellektnatur“ (453–458).

Ein Lob hier zunächst diesem Inhaltsverzeichnis und den in ihm enthaltenen Kap.- und Abschnittsüberschriften: Das ist mehr als die übliche Reihung mehr oder weniger verständlicher Untertitel, es ist ein kleines Meisterwerk einer Kurzfassung der Gesamtarbeit: deshalb auch die ausführliche Zitation. Man muß es wie einen zusammenhängenden Text lesen und hat dann schon einen ersten verstehenden Zugriff auf das Gesamtwerk.

Nach diesem allein am Inhaltsverzeichnis orientierten Überblick noch ein Wort zur zugrundeliegenden Cusanus-Interpretation. Nikolaus gilt, v.a. in älterer Literatur, als ein Denker von geringer systematischer Konsequenz. Es gelinge nicht, eine einheitliche konsequent systematische Linie in seinem Gesamtwerk aufzuweisen, so etwa Hans Blumenberg (Die Legitimation der Neuzeit. Frankfurt am Main 1966, 496). Kurt Flasch hat dagegen in seinem neueren großen Cusanus-Buch (Nikolaus von Kues. Geschichte einer Entwicklung. Frankfurt am Main 1998) in den Variationen des kusanischen Denkens eine durchgehende, nachvollziehbare Linie überzeugend aufweisen können. T. findet einen „Generalschlüssel“ zu nahezu allen Bereichen des Gesamtwerkes in der Aussage von Gott als dem „offenbaren Geheimnis“. Diese Formulierung stammt so nicht von Cusanus, T. übernimmt sie von Goethe, eine Gedichtüberschrift aus dem Westöstlichen Divan (nicht die pantheistischen Inhalte – dazu 119f.). Der „Begriff“ der *docta ignorantia* läßt zum ersten Mal diese Charakteristik des kusanischen Denkens erkennen. Bei erstem Zusehen enthält er einen Widerspruch, zumindest eine Spannung. Das gilt auch für *coniectura* in ihrem Zusammenbestehen von *positiva assertio* und *inantiqubilis veritas*. Die vor allem in den späteren Schriften breite Rezeption des Dionysius Areopagita zeugt ebenfalls von einem nicht nur spannungsreichen, sondern die Spannungen integrierenden Denken. Pointiert kurz formuliert Nikolaus in seiner Spätschrift „De possess“ den Gottesnamen *possesit*, eigentlich ein logischer Unbegriff, sprachlich geradezu eine heideggerische Kühnheit. Man kann diese Eigenart des kusanischen Denkens dialektisch nennen, freilich ist dieser Begriff arg abgegriffen. Unsere endliche Erkenntnis erreicht nach Cusanus die Wahrheit nicht einfach so, wie sie in sich ist. Wir brauchen

immer mindestens zwei Begriffe oder Aussagen, die sich miteinander nicht ohne weiteres vertragen. Man muß ihre Spannung beibehalten und aushalten, will man sich der Wahrheit nähern.

Das gilt auch für das große Thema Philosophie und Theologie in der kusanischen Erkenntnistheorie. Neben den erwähnten Hauptthemen der Dogmatik, die mit dem Turnerschen Schlüssel des „offenbaren Geheimnisses“ angegangen werden, ist die Metaphysik der Gotteserkenntnis ein weiterer Hauptertrag der Untersuchung. Der Rez. muß gestehen, daß ihm jetzt erst bei der Lektüre dieses Buches so richtig klar geworden ist, was das „credo ut intelligam“ etwa bei Augustinus und Anselm von Canterbury eigentlich bedeutet. Am faktischen Anfang steht nicht die rein rationale Welterkenntnis, die sich dann zur rationalen Gotteserkenntnis emporhebt, das ist systematisierte Reflexion der *Theologia rationalis* der Aufklärung und der von ihr in dieser Hinsicht beeinflussten Neuscholastik. Nikolaus sieht den ganzen Menschen in seiner faktischen geistesgeschichtlichen und gesellschaftlichen Umwelt, und der ist zu seiner Zeit immer schon irgendwie gläubig.

Dem Autor ist zu danken für die unendliche Mühe des Denkens und Schreibens, dem Verlag für ein solides und auf seine Art schönes Buch, zu angemessenem Preis. Man kann es immer wieder mit Gewinn in die Hand nehmen; vielleicht hätte man zu dessen Erleichterung noch ein Stellen- und Autorenregister hinzufügen können.

H. MEINHARDT

DECKER, RAINER, *Die Päpste und die Hexen*. Aus den geheimen Akten der Inquisition. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003. 184 S./Ill./graph. Darst., ISBN 3-534-16747-3.

Die etwas reißerische Titulatur und Aufmachung (ein koloriertes Gemälde einer Hexenverbrennung aus späterer Zeit) trügt: Es handelt sich um eine solide wissenschaftliche Arbeit. Sie bringt zwar keine fundamental neuen Erkenntnisse, bestätigt und präzisiert jedoch aufgrund eigenen Quellenstudiums im Archiv der Glaubenskongregation, was auch schon vorher sich als Forschungskonsens abzeichnete: Rom hat trotz der „Hexenbulle“ Innocenz' VIII. in der Hexenverfolgung nie eine wirklich initiativ und führende Rolle gespielt, die eigentlich extremen Formen des Hexenglaubens, die im nordalpinen Raum so viele Tausende Opfer forderten, nie rezipiert und seit der Mitte des 17. Jhdts., freilich mit spärlichem Erfolg und auch mit nur sehr begrenzter Kenntnis der nordalpinen Exzesse, in anderen Ländern zu mäßigen versucht.

Wenngleich es auch in Rom und im Kirchenstaat einzelne Hexenprozesse mit tödlichem Ausgang gab (so zuerst 1426, dann 1525 und zuletzt noch 1572: 45, 69 f., 83), teilte man dort nicht die Vorstellungen von „Hexensabbat“ und „Hexenflug“, die – mit Hilfe der Folter – nördlich der Alpen zu Massendenunziationen und massenweisen „Hexenbränden“ führten, und ging außerdem selbst bei angeblichem „Teufelspakt“ nicht von dem Prinzip der Inquisition ab, daß reuige Ersttäter ein Anrecht auf Gnade hatten und wenigstens nicht hingerichtet wurden. Auch unter Innocenz VIII. (1484–92), dem Papst der „Hexenbulle“, kann von keiner Identifikation Roms mit den extremen Vorstellungen des „Hexenhammers“ und seines Verf.s, des Dominikaners Institoris, die Rede sein (52 f.). Speziell für die Zeit nach Paul IV. zeigt der Verf., jetzt nicht nur auf bereits publizierte Quellen, sondern auf eigenes Aktenstudium der Dokumente der römischen Inquisition gestützt, wie im ganzen Bereich von „Zauberei“, Teufelsbündnis und „Hexerei“ wachsende Vorsicht die Vorgehensweise der römischen Inquisition bestimmte; sie schlägt sich schließlich nieder in der (nicht genau datierbaren, zuerst 1637 separat gedruckten) Hexenprozessinstruktion, die hier zu Recht ausführlich behandelt und analysiert wird (93–106). Seltsam ist freilich, daß auch dem Jesuiten Friedrich von Spee präzise Informationen über die Praxis der römischen Inquisition fehlten, die er sonst in seiner „*Cautio criminalis*“ als schlagendes Argument einzusetzen sicherlich nicht versäumt hätte (100); er hat nur die globale Information, daß man in Italien und Spanien mit den Hexenprozessen vorsichtiger ist. Umgekehrt war auch Rom über die nordalpinen Hexenverfolgungen wenig informiert, auch über die Nuntien nicht, wie das Entsetzen des späteren Kardinals Albizzi verrät, als er um die Mitte der 30er Jahre des 17. Jhdts. in